



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Sittenbüchlein für die Jugend aus gesitteten Ständen

Campe, Joachim Heinrich

München, 1781

Zweytes Abendgespräch.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48521](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48521)

machen: daß alles verzehrt nach und nach euer Vermögen, und muß über kurz oder lang euch nothwendig unglücklich machen.

Jetzt, ihr Lieben, da alles um uns ruht, müssen auch wir unsern Körper durch sanften Schlaf erquicken, um zu unsern morgenden Geschäften neue Kräfte zu sammeln. Morgen, wenn der Abendstern wieder am Himmel erscheint, will ich fortfahren, euch zu lehren, was ihr noch mehr zu thun habt, um gut und glücklich zu werden.

Da wünschten sie sich einander eine gute Nacht, und giengen froh zu Bette.

Zweytes Abendgespräch.

Von den Pflichten gegen andere.

Die Sonne hatte am folgenden Tage noch nicht ganz ihren Lauf vollendet, als Gutwill mit seinen Kindern sich schon wieder unter der Linde einfand. Nicht lange hernach erschien auch, von seinen eigenen Kindern begleitet, der alte Ehrenreich mit derjenigen heitern Miene, welche ihm eigen war, und welche man nicht ansehen konnte, ohne selbst vergnügt zu werden.

Meine lieben Kinder, sagte er, indem er sich niedersetzte, und einẽ nach dem andern umarmte, was ich euch gestern gesagt habe, würde bey nahe hinreichend seyn, euch glücklich zu machen, wenn ihr für euch allein leben könntet. Aber die Welt ist für euch allein nicht gemacht. So gut, als ihr leben und glücklich seyn wollt, so gut wollen es andere auch.

Diese andere Menschen aber, mit denen ihr leben müßt, sind nicht immer gute und kluge Menschen, und wenn sie auch noch so gut und so klug sind, so sind sie doch immer Menschen. Ihr müßt also lernen, wie ihr es zu machen habt, daß ihr unter ihnen sicher und glücklich lebt, und daß sie selbst begierig werden, euch glücklich zu machen.

Für die Sicherheit ist nun wohl so ziemlich gesorgt. Es war einmal eine Zeit, Kinder, da man von keinem Könige und von keiner Obrigkeit etwas wußte. Jeder lebte, wie er wollte; jeder suchte sich allein so glücklich zu machen, als er es konnte. Keiner bekümmerte sich um den andern; keiner hatte dem andern etwas zu befehlen; jeder that, was ihm gefiel, und hatte sich vor keiner Strafe zu fürchten. Das war doch wohl ein glücklicher Zustand, nicht wahr? — Nun, wir wollen hören, wie es weiter gieng. Jeder also, wie ich sagte, dachte nur an sich, und keiner ließ sich einfallen, einem andern zu helfen. Ziel einem von ohngefähr sein Pferd in einen Graben, oder blieb einem der Wagen stecken, oder wurde einer krank unter Wegeß: so giengen die andern Leute alle vorbei, und thaten, als wenn ihnen das gar nichts angieng. Wenn nun derjenige, dem dieses begegnet war, sahe, daß einer von denjenigen, die ihn im Stiche gelassen hatten, auch in Noth gerieth, so wollte er ihm wieder nicht helfen, weil er ihm nicht geholfen hatte. Und so ließ immer der eine den andern in der Noth stecken. Nun sind aber tausend Dinge in der Welt, die ein Mensch nicht allein machen kann. Ihr könnt euch z. E. nicht allein eure Häuser bauen, eure Kleider machen, eure Speisen bereiten,
euch

euch schützen, wenn ein Stärkerer euch etwas zu leiden will. Da nun zu der Zeit jeder bloß für sich sorgte: so war überall große Noth. Dabey gab es nun noch überdem böse Menschen, die andern das Ihrige nahmen, wenn sie stärker waren. Drey oder vier fielen über einen her, jagten ihn aus dem Hause, raubten seine Güter, und lebten von dem, was er mit seinem Schweiß erworben hatte. Indessen mußte er selbst betteln, weil er allein so vielen nicht widerstehen konnte. So lebten die armen Menschen in der ersten Zeit. Immer in Furcht, und nie sicher, daß nicht in dem nächsten Augenblick einer kommen, und sie aus dem Ihrigen vertreiben würde. Endlich traten einige kluge und gute Menschen zusammen, und machten miteinander aus, daß sie sich untereinander beystehen wollten. Da aber jeder, bald so, bald anders dachte, so konnten sie nicht viel ausrichten. Sie halfen zwar einander, aber ohne Ordnung, ohne Vernunft. Der kam bald, der spät; der griff an, der nicht. Die bösen Menschen hatten meist die Oberhand, und waren schon im Besitz ihres Raubes, ehe noch die andern zusammen gekommen waren, die es ihnen verwehren wollten.

Da fielen die guten Menschen, welche sich verbunden hatten, einander beyzustehen, endlich auf den Gedanken, daß sie einen unter sich erwählen, und ihm alle gehorchen wollten, wenn er zum Besten ihrer Gesellschaft etwas befehlen würde. Sie machten aus, daß jeder diesem Einen etwas zu seinem Unterhalte geben wollte, damit er für die allgemeine Ruhe und Sicherheit, und für ihr Glück sorgen möchte. Daher sind die Könige entstanden.

Der König gab nun fleißig Acht, wenn ein böser Mensch den guten etwas wegnehmen, oder zu leiden wollte. Sobald er etwas merkte, gab er ein Zeichen, und auf dieses Zeichen kamen alle herbey, und widerstunden dem Feinde. Kam einer oder der andere nicht, wenn er doch hätte kommen können: so stießen ihn die andern aus der Gesellschaft. Denn sie sagten: hätte der Feind dich angegriffen, so hätten wir alle kommen müssen, weil wir es versprochen hatten, und weil wir glaubten, daß du auch uns zu Hülfe kommen würdest. Willst du nun nicht kommen, und uns helfen: so wollen wir dir auch nicht mehr beystehen.

Das dauerte einige Zeit. Allein, viele von den guten Menschen, die sich auf diese Art unter einem König verbunden hatten, blieben selbst nicht lange gut, und einige derselben wollten auch lieber von Raub, als von ihrer eigenen Arbeit leben. Fieng einer von diesen an, seinem Nachbar nach dem Seinigen zu streben: so stund wieder alles auf, und suchte den Beleidigten zu vertheidigen. Allein, der andere hatte oft auch seine Freunde, und dann war in der Gesellschaft wieder nichts, als Unruhe und Unsicherheit. Oft geschah es auch, daß man auf einen bloßen Verdacht einander anfiel. Die guten Menschen überlegten dieses endlich, und nun wurden sie eins, daß niemand, als der König richten sollte, ob einer wirklich dem andern Unrecht thue, und nach dem Seinigen trachte, oder nicht? und wenn der König sagen würde, er habe Unrecht: so sollte nicht allein dem, den der König so verurtheilen würde, niemand beystehen, sondern

dem es sollte vielmehr die ganze Gesellschaft diesem Einen Widerstand thun, und dem Beleidigten Recht verschaffen.

Ihr könnt leicht denken, daß der König dieses nicht lange allein besorgen konnte. So viele Streitigkeiten, die nach und nach entstanden, hätte er allein nicht schlichten können. Er suchte daher einige der Beständigsten unter den Uebrigen aus, die diese Streitigkeiten untersuchen, und in seinem Namen urtheilen sollten. Seht, Kinder, so entstanden Obrigkeiten und Gerichte.

Aber auch unter diesen waren oft dumme oder partheyische Leute, welche dem einen mehr, als dem andern, gewogen waren, und daher bald so, bald anders urtheilten. Heute hatte der Recht, morgen ein anderer Unrecht, obgleich beyde einerley gethan hatten. Da der König dieses merkte: so schrieb er einem jeden vor, wie er in allen Fällen urtheilen sollte; und daraus entstanden die Gesetze.

Durch diese Gesetze ward nun auch bestimmt, was ein jeder thun und lassen sollte. Eine sehr nützliche Einrichtung! Denn auch die besten Menschen können nicht alles sehen, was ihnen und der ganzen Gesellschaft gut ist. Hätte ein jeder das Recht, darüber zu urtheilen; so denket selbst, was daraus werden würde? Der würde sagen: ja, es ist gut: der, nein; der, es muß so seyn; der, nein, so muß es seyn; und am Ende würde immer nichts zu Stande kommen. Denn, viel Köpfe, viel Sinne. Geht es euch nicht oft so bey euren Spielen? Der eine sagt, wir wollen

das spielen, der andere jenes. Und wenn ihr lange genug darüber gestritten habt, so ist endlich die Zeit zum Spielen vorbei, oder ihr habt euch getrennt, und jeder spielt nun für sich, welches lange nicht so angenehm ist, als wenn ihr zusammen spielt. So würde es auch in der Gesellschaft der Menschen gehen, wenn jeder nur so viel thun wollte, als er für gut hält. Es ist deswegen klug und gut, wenn nur einer oder nur wenige sagen, Das ist gut, und wenn es die andern alsdann alle thun.

Nun dauerte die Gesellschaft wieder einige Zeit fort. Nach und nach aber entstanden in andern Gegenden noch mehr Gesellschaften, die oft dumm, und nicht gut waren. Diese dummen Gesellschaften glaubten dann manchmal, daß sie sich glücklich machen könnten, wenn sie die andern anfielen, und ihnen das Ihrige nähmen. Dadurch wurden die guten Gesellschaften oft beunruhiget. Sie mußten ihre Arbeit, und alles zurücklassen, um sich zu vertheidigen. Oft wurden sie mitten unter ihren Arbeiten überfallen, und konnten sich also nicht wehren; oft, wenn sie sich auch wehren konnten, wußten sie nicht, wie sie es jedesmal angreifen sollten, denn in dem Lärmen konnten sie den König nicht immer hören und verstehen. Sie kamen also auf den Einfall, ein Theil von ihnen sollte bloß zum Schutz der Gesellschaft leben. Diese sollten wachen, wenn die andern arbeiteten oder schliefen; und wenn kein Feind vorhanden wäre: so sollten sie inzwischen lernen, wie sie sich bey jedem Angriff und jedem Vorfall gegen den Feind verhalten mußten. Daher sind die Soldaten entstanden.

Diese

Diese Leute hatten nun wenig Zeit, die Felder zu bestellen, oder andere Arbeit zu verrichten; und doch waren sie der Gesellschaft nützlich. Es wurde daher beschlossen, daß jeder von den übrigen etwas von seinem Verdienst und von seinem Vermögen dazu hergeben sollte, um diese zu erhalten. Dadurch verlohren jene zwar etwas, aber sie gewannen dafür auch dieß, daß sie nun sicher und ruhig leben konnten, und nicht alle Augenblick in Gefahr waren, an ihrer Arbeit gehindert zu werden. Nun, Kinder, wisset ihr, woher die Könige oder Fürsten, die Gerichte, die Gesetze, die Soldaten und die Abgaben entstanden sind: lernt nun auch, wie ihr es machen müßt, daß euch alle diese Dinge nützlich werden.

Wenn unser König oder unser Fürst uns etwas Befiehlt: so geschieht es fast immer zum Vortheil aller seiner Unterthanen. Wenn er Abgaben von uns verlangt, so werden sie zu unser aller Besten angewandt. Denn er muß Soldaten erhalten, die uns vertheidigen; er muß Gerichte unterhalten, welche uns gegen das Unrecht böser Menschen schützen; er muß verständige Männer besolden, welche allerley Mittel erfinden, wodurch seine Unterthanen immer glücklicher gemacht werden können; er muß weise Lehrer unterhalten, welche uns sagen, was wir zu thun und zu lassen haben, damit es uns wohl gehe. Zu dem allen braucht er Geld; und da dieses zu unserm Besten verwandt wird, so ist es billig, daß er es auch von uns nehme. Wir müssen ihm also geben, was er uns abfordern läßt.

Aber wir müssen auch ihm, und allen, die in seinem Namen befehlen, Gehorsam leisten. Denn, da er allein dafür sorgt, daß alle sicher und zufrieden leben können, so kann er auch mit Recht verlangen, daß ein jeder dasjenige thue, was er ihm befehlen läßt, und wovon wir, seine Unterthanen, nicht so gut, als er, urtheilen können, ob es nöthig sey oder nicht? Uns kömmt es daher nicht zu, zu fragen: warum unsere Obrigkeit uns dieses oder jenes befehlen lasse; denn das können wir nicht immer einsehen: unsere Pflicht ist, zu gehorchen. Laßt euch also, wenn ihr einmal groß geworden seyd, nicht von denen verführen, die immer über den König und über die Gesetze klagen. Ihr wisset nur so viel, daß es euch mit glücklich macht, wenn die Gesellschaft, worinn ihr lebet, glücklich ist. Wodurch aber die Gesellschaft glücklich werde, das wisset ihr nicht; das müßt ihr also denen überlassen, die es wissen, und die dazu bestellt sind, es euch anzugeben.

Ueberhaupt, ihr lieben Kinder, ist der Gehorsam gegen diejenigen, welche uns zu befehlen haben, es sey unser König, unser Herr, unser Vater oder unser Lehrer, eine unserer wichtigsten Pflichten. Denn der Ungehorsam macht uns gewiß unglücklich. Ich habe euch Kindern z. E. erlaubt, auf dem Hofe, im Garten, und unter den Linden herum zu spielen, so viel ihr wollt. Aber ich habe euch auch zugleich verboten, bey dem Brunnen zu gehen, der auf dem Hofe ist. Uebertretet ihr nun diesen meinen Befehl: so würdet ihr euer Leben in Gefahr setzen; oder, wenn ihr auch das eine mal glücklich davon kämet, so würde
es

es doch mit allen euren künftigen Vergnügungen auf einmal aus seyn. Denn weil ich euch liebe, und gern verhindern möchte, daß ihr nicht zu Schaden kommt: so dürfte ich euch von dem Augenblicke an, daß ihr ungehorsam gewesen wäret, nicht mehr erlauben, auf den Hof, und von da in den Garten oder unter die Linden zu gehen, weil ich mich auf euren Gehorsam nicht mehr verlassen könnte, und immer besorgen müßte, daß ihr wieder bey dem Brunnen gienget. Anstatt also, daß ihr jetzt, so oft eure Schulstunden aus sind, euch hier unter Gottes freyem Himmel so manches Vergnügen machen könnt, müßtet ihr, so oft ich nicht Zeit hätte, selbst mit euch heraus zu gehen, gefallen lassen, in einer engen Stube zu sitzen, und lange Weile zu haben. Und würdet ihr dabey wohl vergnügt seyn können?

Hütet euch also vor Ungehorsam, es sey worinn es wolle; es sey gegen mich, oder gegen eure Lehrer; gegen eure künftige Herren, oder gegen eure Obrigkeit. Denn alles, was euch von allen diesen befohlen oder verbothen wird, wird euch deswegen verbothen oder befohlen, weil ihr und andere Menschen sonst nicht glücklich werden könntet.

So ist uns z. E. verbothen, jemanden Schmerz zu verursachen, es sey auf welche Weise es wolle, und es ist das Gesetz gegeben worden: wer aus thörichtem Scherz, oder aus strafbarer Unvorsichtigkeit, oder gar aus Zorn und Bosheit einem andern Schmerz verursacht, der wird durch Schmerz gestraft werden. Nach diesem Gesetze wird derjenige, der jemanden schlägt, wieder geschla-

geschlagen; derjenige, der jemanden tödtet, wieder getödtet: und glaubt ihr, Kinder, daß es gut wäre, wenn man dieß Gesetz uns nicht gegeben hätte? Wir wollen einmal sehen.

Weißt du noch, mein lieber Wilhelm, (so hieß der siebenjährige Sohn des alten Ehrenreichs) wie dich neulich der große Bube mißhandeln wollte, da du allein nach der Schule giengest? Wie war doch das; erzähle es uns.

„Ich hatte ihm nichts gethan, lieber Vater; da kam er auf einmal hergelaufen, und wollte mir den Zwieback wegnehmen, den mir die Mutter gegeben hatte; und da sagte ich, er sollte das bleiben lassen, es wäre mein Zwieback, und da wollte er mich schlagen, wenn ich ihm nicht gleich den Zwieback gäbe.“

Konntest du denn dich nicht wehren, mein lieber Sohn?

„Ach nein, Vater; es ist ja schon so ein großer Junge, daß er mich leicht zwingen kann.“

Wie machtest du es denn, daß er dich mit Frieden lassen mußte?

„Da er schon den Stock in die Höhe hob, um mich zu schlagen, sagte ich, er sollte es nur thun, aber ich wollte es dem Conrector sagen, so würde er wieder Schläge bekommen. Da ließ er es seyn, und ich behielt meinen Zwieback.“

Siehst du nun, mein Sohn! fuhr hierauf Ehrenreich fort, wie gut das Gesetz ist, das derjenige, der andern Schmerz verursacht, wieder Schmerz leiden muß. Wäre dieses Gesetz nicht gewesen: so würde
der

der große Junge dir deinen Zwieback genommen, und wohl noch obendrein dich geprügelt haben. Aber so fürchtete er sich vor der Strafe, und ließ es bleiben.

Seht, Kinder, so ist es überall in der Welt. Daß wir sicher auf der Straße gehen, sicher unsere Geschäfte verrichten, und ruhig schlafen dürfen, das haben wir lediglich diesem Gesetze zu verdanken. Wäre es nicht gegeben worden: so würde kein Mensch einen Augenblick seines Lebens sicher seyn. Der Stärkere würde den Schwächern, wo er ihn fände, überfallen, ihm das Seinige rauben, ihn mishandeln, und wohl gar todtschlagen. Besonders würdet ihr armen Kinder recht übel daran seyn, weil ihr euch noch nicht wehren könnt. Man würde euch alles nehmen, was ihr habt, man würde euch beständig nacken, veriret und schlagen; und wenn man wollte, würde man euch tödten, ohne daß ein Hahn darnach krähete. Ihr seht also, wie gut es für euch ist, daß man diese Verordnung gegeben hat, und wie gern ihr sie befolgen müßet, wenn ihr euch nicht selbst unglücklich machen wollt. Danket also demjenigen, der dieß weise Gesetz gegeben hat, und hütet euch, es zu übertreten; und wenns auch nur im Spas wäre. Denn aus Spas kann leicht Ernst werden, und man hat wohl eher gesehen, daß Leute, die damit anfiengen, sich aus Scherz zu schlagen, am Ende Mörder wurden. So gieng es dem jungen Menschen, der hier vor sechs Jahren enthauptet wurde. Er wohnte mit einem andern Jüngling auf einer Stube. Eines Tages, da er müßig war, fieng er vor langer Weile an, sich mit seinem Freunde zu nacken; aus dem

Nacken

Näcken wurden scherzhafte Schläge; und aus diesen eine ernsthafte Schlägeren. Unglücklicher Weise traf er seinen Freund mit einem knotigten Stocke in die Schläfe, daß er todt zu Boden fiel. Er wollte entfliehen: aber die Gerichtsdiener holten ihn ein, und er mußte mit seinem Leben bezahlen. Denn, sagten die Richter, wer Menschenblut vergießt, dessen Blut muß wieder vergossen werden.

Mit dem Diebstahle ist es eben so beschaffen. Wäre das Stehlen nicht verboten: Himmel! wie würde es da wieder in der Welt hergehen! Kein Mensch würde etwas mit Sicherheit besitzen; kein Mensch, der etwas hätte, würde einen Augenblick ruhig seyn können. Es ist daher auch ein weises Gesetz, welches befiehlt, daß derjenige, der einem andern Schaden zufügt, oder ihm etwas entwendet, nicht nur den Schaden oder das Entwendte wieder ersetzen, sondern auch noch überdem eine schimpfliche oder peinliche Strafe leiden muß, damit sich andere Menschen daran spiegeln mögen. Nun können wir so ziemlich unbesorgt seyn, weil unser Eigenthum durch dieses Gesetz gesichert ist. Denn die Strafe, welche auf den Diebstahl folgt, ist so groß, daß keiner, der nicht ein sehr abgehärteter Bösewicht ist, sich leicht gelüsten läßt, jemanden etwas zu entwenden. Denn ein erkannter und überführter Dieb wird von der Obrigkeit mit Gefängniß, oder gar am Leben gestraft, und wenn er nicht überwiesen werden kann, aber doch in dem Verdacht der Dieberey bleibt: so wird er von allen Menschen gehaßt und verachtet. Niemand läßt ihn gern in sein Haus,

niemand

niemand gern in seinen Garten oder auf sein Feld gehen. Kann man es nicht verwehren, so schließt man alles vor ihm zu; man hat immer die Augen auf ihm, man schickt ihm Leute nach, welche zusehen müssen, daß er nichts mitnehme. Will er etwas von andern leihen; so traut es ihm kein Mensch an, wenn er es auch noch so gewiß wieder zu geben versprache. Befällt ihn ein Unglück, so hat niemand Mitleiden mit ihm; wird er dürstig, so getrauet sich niemand, ihn aufzunehmen, und gemeiniglich wird ein solcher Mensch arm und elend.

Auch in Ansehung dieses Lasters, ihr lieben Kinder, müßt ihr euch vor dem Anfange hüten. Niemand wird gleich auf einmal ein Dieb im Großen. Gemeiniglich fängt man mit kleinen Betrügereyen an. Dann erlaubt man sich allerley Naschereyen, und wenn einem das auch erst zur Gewohnheit geworden ist, so wird man endlich ein wirklicher Dieb: erst im Kleinen, dann im Großen.

Wißt ihr noch die Geschichte von dem Diebe, der eben, da er gehangen werden sollte, seiner Mutter ins Ohr biß? Ich habe sie euch neulich erzählt; wer hat sie behalten?

Ich, ich, rief der kleine Wilhelm, und fieng folgende Erzählung an:

Es war einmal ein Dieb, der sollte gehangen werden. Da er schon unter dem Galgen war, sah er seine Mutter, die erbärmlich weinte. Da sagte er zu dem Scharfrichter: er möchte ihm doch erlauben, erst noch ein Wort mit seiner Mutter zu sprechen;
und

und der Scharfrichter sagte, das könnte er thun. Da gieng er hin zu seiner Mutter, und that als wenn er ihr was ins Ohr sagen wollte, und da biß er ihr auf einmal so gewaltig ins Ohr, daß die alte Frau laut zu schreyen anfieng. Da sagten alle Leute, die zugegen waren, das muß doch wohl ein rechter Böses wicht seyn, daß er so kurz vor seinem Tode noch seiner Mutter ins Ohr beißen kann. Aber der Dieb antwortete: Ihr lieben Leute, wundert euch nicht darüber! Wißet nur, daß diese meine Mutter die Ursache meiner Schande und meines Todes ist. Da ich noch ein Kind war, gewöhnte ich mir das Naschen an, und meine Mutter strafte mich nicht darüber. Da ich in die Schule gieng, stahl ich meinen Schulkameraden die Bücher, und wenn ich nach Hause kam, freuete sie sich darüber, und verkaufte die Bücher. Das machte, daß ich immer mehr Lust zum Stehlen bekam, bis ich endlich ein großer Dieb wurde. Hätte meine Mutter mich gleich anfangs bestraft; so würde es nicht so weit mit mir gekommen seyn. Deswegen biß ich ihr ins Ohr, um — um — wie wars doch weiter, lieber Vater?

„Nun, Wilhelm, sagte sein Vater, um ihr auf eine empfindliche Weise zu erkennen zu geben, daß sie die Ursache seines Todes sey.“ Seht, Kinder, so geht es immer: Mit kleinen Lastern fängt man an, mit großen hört man auf! Hütet euch also vor kleinen Betrügereyen, vor jedem kleinen Diebstahl, und wenn er auch nur eine Stecknadel beträfe: so werdet ihr nie in Versuchung gerathen, größere zu begehen.

Denn

Denn im Grunde ist jede Art von Betrügerey, und wenn sie auch noch so klein wäre, schon ein wirklicher Diebstahl. Und wenn sie auch von der Obrigkeit nicht allemal so strenge bestraft wird: so macht sie doch den Betrüger gewiß eben so unglücklich, als die Dieberey den Dieb. Wenn einer, zum Exempel, etwas kauft, und zahlt nicht das versprochene Geld dafür; oder etwas borget, und giebt es nicht zurück: so will ihm nachher kein Mensch mehr etwas verkaufen, kein Mensch mehr etwas borgen. Und würdet ihr nicht selbst so machen? Wenn ihr einem euren Rock oder euren Hut geliehen hättet, und er gäbe ihn euch nicht wieder, würdet ihr ihm noch einmal etwas leihen? Mehr als einmal läßt man sich nicht betrügen. Ein Mensch, welcher einmal betrogen hat, ist daher eben so schlimm daran, als ein Dieb; er wird eben so sehr gehaßt und gefürchtet; man will eben so wenig mit ihm zu thun haben; und wenn er dann in Noth geräth; so nimmt sich seiner eben so wenig jemand an. Das hat man an dem Buchhalter meines seligen Freundes gesehen, von dem ich euch gestern erzählt habe. Da dieser böse Mensch sich durch seine Betrügereyen Geld genug gesammelt hatte; so wollte er eine eigene Handlung für sich anlegen. Er kaufte daher so viel Waaren ein, als er für sein Geld erhalten konnte. Nun bedünkt aber ein Kaufmann nicht immer baares Geld für seine Waaren, sondern er muß oft den Leuten etwas borgen, und hat daher auch selbst Credit nöthig, wenn er wieder neue Waaren einkaufen will. Diesem betrügerischen Menschen aber wollte keiner etwas verkaufen, wenn er nicht baares Geld zeigte, weil jeder besorgte, von ihm betrogen zu werden.

Campe Sittenb. D

werden. Da er nun sein eigenes Geld verborgt hatte, und keiner ihm etwas leihen wollte: so mußte er seine Handlung von Tag zu Tage kleiner machen; und weil er zugleich von dem Gelde, welches er täglich lösete, leben mußte: so gieng sein ganzes Vermögen in zwey Jahren gänzlich darauf. Und da war keiner, der sich seiner annahm, weil er von allen gehaßt wurde. Da er sich nun des Bettelns schämte, so wollte er sich durch Stehlen ernähren. Allein, er wurde bald entdeckt, weil jeder auf ihn Acht gab, und der Richter erkannte ihm die Strafe zu, daß er eine schwere Kette an der einen Hand und dem einen Fuße tragen, und so Zeitlebens in der Karre schieben sollte, damit er keinen mehr betrügen oder bestehlen könnte. So, oder auf eine ähnliche Weise, pflegt es den Betrügern am Ende immer zu gehen.

Aber nicht allein bey dem Handel, sondern auch in eurem ganzen Umgange mit allen Menschen, müßt ihr wahrhaft und aufrichtig seyn, sonst werdet ihr euch den Haß der ganzen Welt zuziehen. Die Menschen können die Absichten und Gedanken ihrer Nebenmenschen nicht errathen, sie müssen sich also auf das verlassen, was ihnen gesagt wird. Sagt man uns nun die Wahrheit nicht: so thun wir allerley Dinge, die uns Schaden bringen. Deswegen sind die Menschen von je her den Lügner so feind gewesen. Der erste Schaden, den ein Lügner hat, ist der, daß man ihm niemals wieder glaubt, auch wenn er wirklich die Wahrheit sagt. So gieng es dem kleinen Martin, der sich sehr schlimm dabey befand. Er hatte sich einige male eine böshafte Freude daraus gemacht, die Nachbarn anzuführen, indem er auf der Straße
auf

auf einmal ein klägliches Geschrey erhob, als wenn ihm, ich weiß nicht was für Leid geschähe. Wenn dann die Nachbarn ihm zur Hülfe kamen, so lachte er sie aus, daß sie sich so von ihm hätten anführen lassen. Einstmals, da er wieder auf der Straße spielte, kam auf einmal ein toller Hund auf ihn zugelaufen. Martin, der weder fliehen, noch sich vertheidigen konnte, fieng an, aus Leibeskräften zu schreyen: Hülfe! Hülfe! Die Nachbarn hörten es; aber sie dachten, daß er sie wieder anführen wollte, und kamen ihm nicht zu Hülfe. Da fiel der tolle Hund über ihn her, und biß ihn todt. Das hatte er also von seinen Lügen.

Hierzu kommt noch dieß, daß ein Lügner gemeinlich sein ganzes Leben hindurch ein schlechter Mensch bleibt, und fast niemals gebessert werden kann. Ein Kind mag noch so viel andere Untugenden angenommen haben: es sey nur aufrichtig, so hats keine Noth; durch verständiger Leute Rath kann ihm noch geholfen werden, wenns nur immer offenherzig gesteht, was es begangen hat. Sucht es sich aber zu verstellen; sucht es seine Fehler, statt sie zu gestehen, geheim zu halten und zu beschönigen: so ist Hopfen und Malz an ihm verlohren. Denn es ist mit unsern Untugenden, ihr lieben Kinder, wie mit unsern Krankheiten. Wenn ein Kranker seinen Arzt belügt, ihm nicht alles, was ihm fehlt, offenherzig bekennet: so kann dieser ihm nicht die rechte Arznei verschreiben, und dann muß es immer schlechter mit ihm werden. So, wenn ein Kind seinen Fehler zu verbergen sucht, so können verständige Leute ihm nicht rathen, was es

thun müsse, um sich diese Fehler wieder abzugewöhnen. Dann muß ein solches Kind nothwendig immer lasterhafter werden, bis es endlich ein vollkommener Bösewicht wird. Aufrichtigkeit ist daher die größte und nothwendigste Tugend eines Kindes, so wie das Lügen unter allen das gefährlichste Laster ist, worinn es verfallen kann.

Ihr habt recht, lieber Nachbar, sagte hierauf Gutwill, das Lügen ist ein abscheuliches Laster. Aber sollte es nicht zuweilen Fälle geben, wo man aus gutem Herzen die Wahrheit verschweigen muß! Seht, ich muß es euch nur gestehen, ich habe erst gestern eine Unwahrheit gesagt, über die ich mir aber auch heute noch kein Gewissen machen kann, weil ich noch immer glaube, daß ich dazu verbunden war. Ich gieng gestern Abend ein wenig ins Feld, nach dem Anthofe hin. Unterwegs traf ich einen armen reisenden Alten an, der schon vier Meilen gegangen war, und noch nach dem nächsten Flecken wollte, wo sein einziger Sohn, wie man ihm gesagt hatte, sehr schwerlich krank darnieder lag. Seine matten Glieder zitterten, und er mußte sich oft niedersetzen, weil er vor Entkräftung ohnmächtig wurde. Dennoch wollte er nicht eher ruhen noch rasten, bis er seinen armen Sohn gesehen hätte. Indem wir so giengen, kam ein Fußsteig, der quer über den Acker lief. Sollte ich wohl da gehen dürfen, fragte mich der ehrliche Alte? Das würde mir meinen Weg um eine gute Viertelstunde verkürzen. Warum nicht? antwortete ich ihm; der Weg ist ja genug betreten; ihr könnt weiter keinen Schaden darauf thun. Es ist ja auch überdem hier kein Warnungszeichen aufgesteckt. Der
Alte

Alte glaubte mir, und schlug, auf seinen Stab ge-
 bückt, den Fußsteig ein; ich aber verfolgte den Weg.
 Nach einer guten Weile, da ich auf eine Anhöhe ge-
 kommen war, sahe ich mich nach ihm um, und guter
 Gott! welch Schauspiel zeigte sich da meinen Augen!
 Ich sahe, daß er von einem unmenschlichen Kerl, der
 ihn mit Gewalt fortschleppen wollte, erbärmlich ge-
 schlagen wurde. Mein Blut kochte; ich eilte, was
 ich konnte, ihm zu Hülfe zu kommen. Aber ehe ich
 die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, sahe ich,
 daß der Unmensch von dem Alten abließ, und nach
 dem Borwerke lief, um, wie ich nachher erfuhr, Leute
 herbey zu rufen, welche den armen Greis ins Hundes-
 Loch schleppen sollten. Dieser rettete sich indes durch
 die Flucht in den nahegelegenen Wald. Indem ich
 ihm nachlief, kam der Unmensch mit seinen Helfers-
 helfern zurück, und fragte mich, wo der Alte hinged-
 gangen sey? Dort hin, rief ich, und zeigte nach der
 entgegengesetzten Seite des Waldes, wo ich wohl
 wußte, daß sie ihn nicht finden würden. Ich selbst
 aber eilte ihm nach; fand ihn äußerst bekümmert und
 kraftlos, both ihm meinen Arm zur Unterstützung an,
 und begleitete ihn so bis an den Ort, wo er hin wollte.
 Nun sagt mir, Nachbar, habe ich Unrecht daran ge-
 than, daß ich den Kerln nicht die Wahrheit sagte?

Behüte Gott! erwiederte Ehrenreich; wie hättet
 ihr Unrecht daran thun können, da ihr bloß verhüte-
 tet, daß dem armen Greise nicht noch größeres Unrecht
 geschähe. In solchen Fällen ist es nicht bloß erlaubt,
 sondern auch Pflicht, die Wahrheit zu verschweigen.
 Lügen heißt, zu anderer Leute Schaden, oder wider

keine Pflicht eine Unwahrheit reden. Wenn uns also keine Pflicht antreibt, die Wahrheit zu gestehen, das heißt, wenn niemand, der ein Recht dazu hat, uns dazu auffodert, und wenn wir überdem sehen, daß die Wahrheit einem andern schaden, und niemandem nützen würde: so sind wir verbunden, sie zu verschweigen, und dann verdient dieß Verschweigen nicht, eine Lüge genannt zu werden.

Ein solches Recht aber, ein Geständniß der Wahrheit von uns zu fordern, haben unsere Aeltern, unsere Lehrer, und unsere Obrigkeiten. Sobald daher diese etwas von uns zu wissen verlangen, so sind wir allemal verpflichtet, die reine Wahrheit zu sagen. Denn diese fragen bloß deswegen darnach, um dafür sorgen zu können, daß kein Unrecht geschehe. Sagt man also diesen seinen Obern und Vorgesetzten eine Unwahrheit: so wird man mit Recht dafür bestraft und gehaft, welches auch niemals auszubleiben pflegt.

Wenn es nun lauter vernünftige Menschen gäbe, so wären die unausbleiblichen bösen Folgen der Lügen, die ich euch jetzt beschrieben habe, hinreichend, einen jeden davon abzuschrecken. Aber, so wie es viele Leute giebt, die dumm genug sind, sich voll zu trinken, ob sie gleich wissen, daß sie dadurch krank und elend werden: so hat es auch oft Leute gegeben, die die Unwahrheit sprachen, ob sie gleich wußten, daß sie alle Treue und Glauben verlihren, und wenn es herauskäme, überall würden gehaft und verfolgt werden. Diese Leute waren desto eher geneigt zum Lügen, weil sie so schwer zu überführen waren. Denn wer kann immer erforschen, was der andere denkt?

Indessen war doch allen daran gelegen, daß man ein Mittel fände, wodurch man diese Leute bewegen möchte, die Wahrheit zu sagen. Das beste Mittel schien der Eid. Gebt Acht, Kinder, ich will euch dieß Wort erklären.

Ihr müßt wissen, daß die Menschen von je her geglaubt, und gewiß gewußt haben, daß Gott alles, sogar die Gedanken der Menschen weiß; daß er alles thun kann, was ihm gefällt, und daß er alles Böse verabscheuet und strafet. Auch wir, eure Väter, und alle andere vernünftige Menschen, sind von dieser Wahrheit überzeugt. Wenn nun jemand etwas als wahr, angiebt, und man sonst nicht erfahren kann, ob es sich wirklich so verhalte; so sagen die Richter zu ihm: „Siehe, wir wissen nicht, ob du Wahrheit sagest oder Lügen. Wüßten wir es, so würden wir dich wohl strafen, wenn du lügest; an unserer Statt aber wird es Gott thun: denn Gott liebet die Wahrheit, und hasset und bestrafet die Lügen.“ Dieses sagen sie, und um gewisser zu seyn, daß der, welcher etwas für wahr angiebt, auch so denke, lassen sie ihn eben das auch sagen, und das nennt man einen Eid. So oft also einer einen Eid schwört; so bekennet er öffentlich, er glaube, daß Gott alles wisse, was er denke, und daß Gott ihn strafen werde, wenn er die Unwahrheit sage. Wenn nun jemand einen falschen Eid schwört, das heißt, wenn er Gott zum Zeugen einer Unwahrheit anruft: so giebt er dadurch zu erkennen, daß nichts auf der Welt ist, das er noch achtet, wenn er seinen Vortheil sieht, und daß er durch nichts, weder durch Menschen, noch selbst durch Gott, kann abgehalten werden, allen Menschen zu Schaden,

schaden, wo er Gelegenheit dazu findet. Einen solchen Menschen, Kinder, sieht man an, wie den Wolf, der nur vom Raube leben kann. Man hält sich eher nicht sicher vor ihm, bis er von der Erde ausgerottet ist, und überläßt ihn dann dem Gott, dessen Strafe er gering geachtet. —

Einen Eid zu schwören, ist daher eine Sache von der äußersten Wichtigkeit, wozu wir nie anders, als mit der größten Ueberlegung, und nur dann schreiten müssen, wenn es uns zur Pflicht gemacht wird. Wer leichtsinnig, und ohne dazu verpflichtet zu seyn, schwöret, der giebt dadurch zu erkennen, daß er ein Mensch sey, dem man nicht auf sein bloßes Wort glauben dürfe; und einem solchen Menschen glaubt man gemeiniglich auch dann nicht, wenn er eine Bezeugung hinzufügt. Denn man denkt, wer sich kein Gewissen daraus macht, zu lügen, wenn er nicht dabey geschworen hat, der wird sich auch kein Gewissen daraus machen, seine Lügen mit Eidschwüren zu bekräftigen. Und das findet man auch wirklich in der Erfahrung bestätigt. Wollt ihr also für glaubwürdige Menschen gehalten werden: so macht es euch zum Gesetz, niemals etwas zu behaupten, niemals zu schwören, es müßte dann seyn, daß euch die Obrigkeit dazu auffoderte. Aber hütet euch auch, jemals eine Lüge zu sagen: denn gewiß, Gott unterscheidet, auch ohne Eid, Wahrheit und Lügen, und strafet diese ganz gewiß. Auch geschieht es selten, daß Unwahrheiten verborgen bleiben. Kommen sie nun an den Tag: so glaubt euch kein Mensch mehr; Kommen sie aber auch nicht heraus, so habt ihr wenigstens beständig die Furcht und die Angst, daß ihr

ver-

verrathen werden könnten, und diese ist schon eine Qual, die weit größer ist, als aller Vortheil, den ihr durch Lügen erwerben könnt.

Ihr habt nun gesehen, wie viel euch daran gelegen sey, daß ihr mit Wissen und Willen euren Nebenmenschen keinen Schaden zufügt; und wie sorgfältig auch durch die Gesetze vorgebauet ist, daß kein Mensch dem andern freywillig Schaden dürfe. Aber oft geschieht es auch, daß einer, ohne seinen Willen, dem andern Schaden thut. So ist nämlich in dem nächst Dorfe einem ein Ochse ausgerissen, und hat einem andern ein Stück junge Saat abgefressen. Der, der den Schaden litte, wollte ihn von dem Herrn des Ochsen ersetzt haben, weil seine Nachlässigkeit Schuld daran gewesen war, daß der Ochse sich losgemacht hatte. Dieser aber wollte sich zu keiner Schadloshaltung bequemen. Was geschah? Ein paar Tage hernach ließ der, welcher den Schaden gelitten hatte, wiederum sein Vieh auf die Saat des ungerechten Mannes treiben, dem dadurch noch einmal so viel Schaden zuwuchs, als er hätte zu ersetzen gehabt. Man hat freylich kein Recht, sich auf solche Art an seinem Nebenmenschen zu rächen. Aber dieses Unglück hätte er vermeiden können, wenn er den Schaden ersetzt hätte. Ihr seht hieraus, daß es wiederum sehr weislich von den Gesetzgebern gehandelt ist, indem sie verordnet haben, daß derjenige, durch dessen wirkliche Schuld, oder bloße Vernachlässigung und Unachtsamkeit, ein anderer Schaden leidet, diesen Schaden ersetzen soll. Und so verhält es sich auch mit allen andern Gesetzen, welche

uns vorgeschrieben sind. Alle zielen auf unser eigenes und unserer Nebenmenschen Bestes ab. Wir wären also verbunden, dasjenige, was sie uns vorschreiben, zu erfüllen, auch wenn kein Mensch uns dazu zwänge, weil unser eigener Vortheil darauf beruhet. Wie vielmehr müssen wir sie zu beobachten suchen, da die Uebertretung derselben noch außerdem von der Obrigkeit bestraft wird?

Wohl uns, meine lieben Kinder, daß wir unter Gesetzen und Obrigkeiten stehen. Durch Gesetze kömmt Ordnung, durch Ordnung Glückseligkeit in die Welt. Seht nur in der ganzen Natur, wie der allweise Schöpfer selbst alles nach unverbrüchlichen Gesetzen geordnet hat! Seht ihr dort den lieben freundlichen Mond allmählig hinter dem Gebirge hervorstiegen? Wie regelmäßig ist der Gang, den Gott ihm vorgeschrieben hat; wie genau bestimmt sein Zunehmen und sein Abnehmen! So wie er in einem Monate kömmt und geht, zunimmt und abnimmt, so thut er es auch in dem andern Monate. Eben so regelmäßig, eben so abgemessen ist der Lauf aller übrigen Gestirne. Da wird nirgends eine Abweichung, nirgends eine Verwirrung wahrgenommen. Alles kömmt und geht, scheint und verschwindet in ununterbrochener Ordnung. Seht, ihr Lieben, dadurch hat uns Menschen Gott gelehrt, daß auch unsere Handlungen nach weisen Gesetzen müssen geordnet seyn, wenn Ruhe und Glückseligkeit unter uns wohnen soll. Noch einmal also, wohl uns, daß wir Gesetze haben, und daß Obrigkeiten gesetzt sind, welche über die Beobachtung derselben wachen müssen!

Hier

Hier schwieg der Greis; und schweigend waren aller Gesichter gegen den herrlichen Mond gewandt, der nun in seiner ganzen Freundlichkeit am Himmel stand. Manche rührende Empfindung schwoll bey dieser stummen Betrachtung in Ehrenreichs und Gutwill's Busen auf. Endlich drückten sie sich einander die Hände, und jeder führte seine Lieblinge zur Ruhe.

Drittes Abendgespräch.

Von den Pflichten der Geselligkeit.

Die vorhergehenden Gespräche des alten Ehrenreichs waren für alle so ergötzend gewesen, daß die ganze Gesellschaft am folgenden Abend, noch eine gute Stunde vor Sonnen-Untergang, sich wieder bey der Linde einfand, und auf ihn wartete. — Schon hier, meine Lieben? sagte er, indem er sich freundlich zu ihnen gesellte. Es ist noch so früh; ich dächte immer, ihr spieltet erst noch eine Stunde, ehe wir unser Abendgespräch anfangen.

„Spielen!“ antworteten die Kinder, und sahen sich einander traurig an.

Nun, ich freue mich, ihr Guten, fuhr Ehrenreich fort; ich freue mich herzlich, euch so begierig nach meinem Unterrichte zu sehen, daß euch die Lust zum Spielen darüber vergangen ist. Zur Belohnung will ich euch auch recht etwas Merkwürdiges sehen lassen. Kommt, folget mir.

Er führte sie in den Garten. Hier hatte er einen jungen Bienenschwarm in einen gläsernen Bienenkorb ein-

ein-